# Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(8. Fortsetzung.)

„Ja, den meine ich. Dieses fidele Frickchen schwatzt ein ebenso geläufiges, wie verkehrtes Französisch, ein richtiges Schweizer Kauderwelsch. Und sein Deutsch ist wiederum mit ebenso viel französischen Brocken durchsetzt, wie seine Redensarten mit witzigen Bemerkungen. Ein geschmeidiges Kerlchen, dieser Walti, der gewiß seinen Weg im Leben machen wird".

„Was hat denn der junge Bursch für einen Beruf erwählt?" fragte Senden.

„Selbstverständlich will er Ingenieur werden", belehrte Regi[illegible] den Freund. „Wer hierzulande nic[illegible] von Geburt aus Hotelbesitzer ist und es aus irgendwelchen Gründen nicht dazu bringen kann, der ergreift einen technischen Beruf oder fabriziert Schokolade. Der junge Frick ist Volontär in einem elektrotechnischen Werk in Vevey, das erzählte er mir offenherzig gleich am ersten Tage.

Das wären nun drei verschiedene Nationen, die das Französisch so reizend falsch aussprechen. Dann haben wir als vierte Spezies das Deutsch-Französisch, das seinen würdigen Interpreten in dem jungen Kaufmann findet, der vorhin hier vorüberfuhr, und in uns beiden — und fünftens?"

„Na, schließlich muß doch auch das gute, korrekte, flüssige Französisch zu seinem Rechte kommen", unterbrach Richard seine Gefährtin lebhaft. „Schau, schau, schau, da kommt sie gerade, die ältere unserer Pensionsmütter, auf deren famoses Französisch ich geradezu des Neides voll bin. In ihrem einfachen, aber eleganten, schwarzen Spitzenkleid und mit ihrer geschmeidigen Figur, repräsentiert sie den Typus einer echten, schicken Französin, diese Mademoiselle Renard". Und sich höflich an die Näherkommende wendend, fragte er liebenswürdig:

„Wollen Sie uns ein wenig Gesellschaft leisten, chère Mademoiselle? Wir würden uns sehr freuen, mit Ihnen zu plaudern."

„Ich bringen nur einen Brief für Madame Malten, den Madame heute früh vergessen haben zu finden", sagte sie, ihre Verlegenheit über ihr mangelhaftes Deutsch hinter einem verbindlichen Lächeln verbergend. Dann zog sie sich mit einer Verbeugung zurück, da sie sah, wie Regina und Richard staunten, als sie den Umschlag mit den klaren, festen Schriftzügen Dr. Rüfts erblickten, der den Poststempel „Lausanne" trug.

„Schau, schau", bemerkte Regina mit etwas gezwungener Harmlosigkeit. „Dr. Rüst ist also ganz in unserer Nähe." — Sie konnte nicht verhindern, daß ein zartes Rot in ihre Wangen stieg, das sich langsam über ihr Gesicht verbreitete. Ueber Richards Züge huschte ein flüchtiger Schatten und mit der leichten Erregbarkeit des Kranken stieß er ärgerlich hervor:

„Wie kommt dieser Mensch dazu, uns hierher nachzureisen!"

Regina legte besänftigend ihre Hand auf Richards Arm.

„Laß doch erst sehen, ob Doktor Rüst wirklich ohne jeden Grund in die Schweiz gereist ist. Das sieht ihm so gar nicht ähnlich. — Da, überzeuge Dich selbst". Sie gab ihm das geöffnete Schreiben und las, über seine Schultern blickend, halblaut mit:

„Verehrte Frau Regina!

Ohne Vorrede. Da meine Tätigkeit in Berlin mir in letzter Zeit nicht die gewünschte Befriedigung gewährte und ich ein wenig unter der bösen Witterung litt, so habe ich den Schauplatz meiner medizinischen Weiterbildung kurz entschlossen an die Gestade des Genfer Sees verlegt. Seit einigen Tagen hause ich in Lausanne.

Ich gedenke, den morgigen Sonntagnachmittag zu einem Ausflug nach Vevey zu benutzen und werde mir erlauben, Sie gnädige Frau, und Freund Senden in Ihrer Pension aufzusuchen.

Freundlichst grüßend,
bin ich Ihr ergebener
Walter Rüst".

Richard war verstimmt. Der Besuch behagte ihm nicht. Unmutig grollte er:

„So ist's denn richtig vorbei mit unserm beschaulichen, ungestörten Dahindämmern, unseren traulichen Plauderstunden zu zweien, unseren gemeinsamen Spaziergängen am Seeufer. Die Freude dieses idyllischen Daseins, das meinen Nerven so wohl getan, war ja recht kurz Von nun an wird der Herr Doktor Rüst also immer der dritte im Bunde sein. — Recht nette Aussichten das!"

Er gab sich keine Mühe, seinen Mißmut zu verbergen und fuhr fort, sich zu beklagen, während Regina vergeblich gegen ein langsam aufsteigendes Gefühl freudiger Erwartung anzukämpfen versuchte.

Sie war ihrer eigenen Empfindung nicht völlig sicher. Und unzufrieden mit sich selbst, wagte sie es nicht, Richard zu widersprechen. Er ging mit hastigen Schritten die feingeharkten Wege des zierlichen Gartens auf und ab, bis ein scharfer, schmerzlicher Hustenreiz ihn zwang, seine halbliegende Stellung auf dem Klappsessel wieder einzunehmen.

Bei dem ersten Anzeichen des Anfalls, vergaß Regina den Brief. In ihrem starken Mitleid für den kranken Freund versanken alle anderen Gefühle. Sie legte ihren Arm um Richards Schulter, bettete seinen Kopf an ihre Brust und strich sanft über sein leicht gewelltes Haar. Senden schloß sekundenlang die Augen und preßte ihre linke Hand gegen seine schmerzende Brust.

Als der Krampf nachließ, blickte Senden sie mit dankbarem Lächeln an. Leise zog er ihre Fingerspitzen an seine Lippen. Ohne die Stellung zu verändern, verharrten beide sprachlos träumend und still und blickten schweigend auf den See, dessen sanfte Kräuselwellen wie kleine Silberfischchen im Sonnenschein auf- und niederschossen ...

Ein leises Knirschen auf dem Kiesboden, das durch einen elastischen Schritt hervorgerufen wurde, unterbrach die Stille und eine bekannte Stimme war es, die da mit lustigem Pathos ertönte:

„Seid mir gegrüßt, o teure Freunde, seid mir gegrüßt am Genfer See!"

Regina wandte sich um und Senden erhob sich, um Dr. Rüst, den Störenfried, zu begrüßen.

„Willkommen, herzlich willkommen", sagte Regina mit halblauter Stimme und reichte ihm die Hand, die er mit warmem Druck umschloß, während er die Linke Richard entgegenstreckte.

Senden begrüßte den Arzt mit leichtem Mißtrauen in Ton und Blick. Doch als er seine offene, freimütige Freude am Wiedersehen wahrnahm, da verflog die üble Stimmung des launischen Leidenden. Er bat den Doktor Platz zu nehmen. Bald waren die drei in lebhaftem Gespräch.

Dr. Rüst erzählte, wie er sich unter den schwankenden Existenzen der Pension unbehaglich gefühlt habe, wie er infolge seiner schlechten, gereizten Stimmung Differenzen mit dem Chefarzt der Klinik bekommen, wie er, entgegen seiner sonstigen Wetterfestigkeit, bei dem schauderhaften Berliner Oktoberregen, der mit Sturm und Kälte durch die Straßen gefegt sei, eine tüchtige Influenza sich zugezogen habe, und wie ihn gerade darum die Postkartengrüße Frau Reginas und Richards gelockt hätten. So habe er sich entschlossen, den miserablen nordischen Herbst mit der Sonne des Genfer Sees zu vertauschen. Und hier, in der weichen, milden Luft, unter den immer noch dicht belaubten Platanen, angesichts der grünen Matten an den Berghängen, hätten sich Gesundheit und seelisches Gleichgewicht wieder eingefunden.

Und dann berichtete er: „Ganz untätig bin ich übrigens auch hier nicht. Ich habe für einige Wochen die Vertretung eines Dozenten der medizinischen Fakultät in Lausanne übernommen. Die Position bringt zwar keinen bedeutenden klingenden Lohn, läßt mir dafür aber viel freie Zeit, die ich teils für Privatstudien, teils zu meiner Erholung auszunutzen gedenke".

Richard Senden, der nun seinen Mißmut ganz über Bord geworfen hatte, meinte mit einem Anflug von souveräner Großmut:

„Dann wirst Du uns natürlich öfter auf unseren Partien begleiten, wir gedenken noch verschiedene Ausflüge zu machen, bevor der Winter einsetzt".

Dr. Rüst stand auf und rieb sich vergnügt die Hände:

„Angenommen! Natürlich mit größtem Vergnügen! Wie wär's wenn wir gleich mit einem kleinen Ausflug nach Montreux den Anfang machen würden? Hier wird's doch bald kühl und der Kursaal soll für den Abend angenehme Unterhaltung bieten".

Reginas Augen richteten sich fragend auf Richard:

Senden nickte zustimmend: „Einverstanden!"

Alle drei erhoben sich. Regina eilte ins Haus, um Mademoiselle Renard zu verständigen. Bald darauf kam sie mit Richards Wettermantel und dem eigenen Jackett beschwert in den Garten zurück.

Die beiden Herren eilten ihr entgegen und nahmen ihr die Mäntel ab. Das Kleeblatt machte sich auf den Weg zum Dampfer, der sie in wenigen Minuten nach Montreux brachte.

---

### Achtes Kapitel.

Im strahlend erleuchteten Kurhause von Montreux ging es bereits lebhaft zu. Wie allabendlich, hatte sich die elegante Fremdengesellschaft nach dem späten Diner in der weiten, marmorbekleideten Wandelhalle versammelt, um den Klängen einer aus weißgekleideten Damen bestehendn Kapelle zu lauschen.

Wenn man vor dem kleinen Orchester auf und ab promenierend, einige Zeit mit Flirt und Plauderei verbracht hatte, so begab man sich in die angrenzenden Räume.

Die ruheliebenden, nach Erholung sich sehnenden Gäste suchten den palmengeschmückten Wintergarten auf, tranken Kaffee, spielten Schach oder saßen auf ihren Plätzen untätig, an nichts denkend, das süße Nichtstun bis auf die Neige auskostend. Die Schaulustigen hingegen bevölkerten den Theatersaal und sahen sich die Varietévorstellung an. Es war weiter nicht interessant, auch nicht neu, dergleichen hatte man schon oft und besser gesehen, aber man schlug die Zeit tot und das war die Hauptsache.

Wer von alledem nichts wissen und die Ereignisse der Weltgeschichte auch vom Paradies des Genfer Sees aus verfolgen wollte, eilte die teppichbelegten Marmorstufen der breiten Freitreppe hinauf und verschwand hinter den hohen Spiegeltüren, die den bequem und ekegant eingerichteten Lesesaal von dem Außenlärm abschlossen.

Richard, dem auch in den Ferienzeiten das unruhige Journalistenblut durch die Adern jagte, der kein bedrucktes Blatt ungelesen liegen lassen konnte, war von dem Kleeblatt der erste, der sich aus dem Gewühl der festlich gekleideten Vergnügungsfeze in den stillen Lesesaal zurückzog. Er hatte seit mehreren Tagen keine Berliner Zeitung in der Hand gehabt und war von einer nervösen Unruhe geplagt, sich nur so schnell wie möglich über die neuesten Ereignisse zu unterrichten.

Schon während er in der Garderobe Regina Hut und Mantel abnahm, hatte er, eine verneinende Antwort erwartend, lässig gefragt:

„Kommst Du zum Lesen mit, Regi?"

Statt ihrer antwortete Dr. Rüst, dem Regina unwillkürlich einen fragenden Blick zugeworfen hatte:

„Wollen wir nicht zuerst einmal die hübschen Räumlichkeiten besichtigen, Frau Regina? Den Lesesaal können wir uns wohl noch aufsparen." Und zu Senden gewandt ergänzte er: „Du wirst uns ja vorerst nicht vermissen, lieber Richard, wenn wir Dich ein Weilchen Deiner geliebten Zeitungsleserei überlassen."

„Also bis später. Ich erwarte Euch oben," entgegnete der Gefragte zerstreut, mit den Gedanken bereits bei der Lektüre, nach der er fieberte. Er eilte mit langen Schritten die Stufen hinauf. Regina blickte ihn besorgt nach.

„Wie unvorsichtig, so zu hasten." Dann zum Doktor gewendet fragte sie: „Finden Sie ihn sehr verändert?"

Dr. Rüst blickte sie traurig an:

„Kommen Sie, Frau Regina, dort in der Nische des Kaffeezimmers sind wir ungestört. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Zögernd folgte ihm die junge Frau. Wieder stieg jenes rätselhaftes Gefühl in ihr auf, das sie schon in Berlin dem Doktor gegenüber empfunden hatte. Unwillkürlich verglich sie seine kraftvolle, gesundheitstrotzende Erscheinung, sein ruhiges, sicheres Wesen mit der immer zarter werdenden Erscheinung Richards, mit seiner mimosenhaften Empfindlichkeit, seinem unstäten, oft launenhaften Benehmen, das aus seiner Krankheit sich ergab; ohne daß Regina es sich einzugestehen wagte, sank die Wagschale ihrer Gefühle, auf der des Doktors Eigenschaften balanzierten, immer tiefer auf den Grund ihrer Seele, unmerklich fast entfernte sich Richards Bild im gleichen Maße aus ihrem Herzen. Es war das alte Lied von dem Siege des Gesunden über den Kranken, der Kraft über die Schwäche, der sicheren Ruhe über die haltlose Zerfahrenheit.

Noch hielt ihr Gemüt den kranken Freund zärtlich umfangen, rankte sich ihr Mitleid um das Leid des Freundes, noch wehrte sie sich heiß gegen den aufdringlichen Gedanken, ihn verlieren zu müssen. Doch im tiefsten Innern, ganz heimlich und leise, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, erhob sich siegreich das Bild Dr. Rüsts. Ihre Gedanken umkreisten die beiden Männer. Sie konnte den geliebten Mann nicht missen und vermochte es doch nicht, sich dem Zauber des anderen zu entziehen. Sie erbebte bei dem Gedanken, der Arzt könne Richard leidender gefunden haben und wollte dennoch sein Urteil hören.

---

(Fortsetzung folgt.)

---

— Tröstlich. Kannibalenhäuptling (zum Gefangenen): „Wie ich hörte, sind Sie sehr musikliebend, darum sollen Sie auch mit Tafelmusik verspeist werden."

## Hans-Erich.

Erzählung von Hermann Weick.

„Herr Baron, ein Herr wünscht Sie zu sprechen!"

Die dünne Stimme der alten Frau, die unter die Türe getreten war, die Besuchskarte in der Hand, klang seltsam verloren, zerrissen in dem großen Raume. Es wurde ihr anfangs keine Antwort; dann erhob sich vorne vom Schreibtisch, auf dem ein warmes Abendlicht heimelig spielte, ein weißes, greises Haupt von den Zeitungen, über die es gebeugt gewesen war. Ein verwittertes Antlitz Gleichsam in einem Staunen frug der Alte:

„Mich will jemand sprechen? Geben Sie mir die Karte!"

Er blickte nach dem Namen. . . nur eine Sekunde. . . dann griff er sich an die Stirne, schien zu wanken, daß ihm die Alte bestürzt beisprang. Aber nur kurz war dies; seine hagere Soldatengestalt, die auch im altmodischen Zivilanzug noch die einstige sehnige Mannes-kraft erkennen ließ, raffte sich auf, herrisch stolz — und eine Kälte, daß die Frau zusammenzuckte, war in seiner Stimme, als er sprach:

„Sagen Sie dem Herrn, ich sei nicht zu sprechen."

Die Frau ging. Als die Türe sich hinter ihr geschlossen hatte, stöhnte der alte Oberst laut auf; wie unter einer Last, deren Schwere zu drückend war für seine Schultern.

Die Frau trat wieder ins Zimmer.

„Der Herr sagt, er müsse den Herrn Baron unter allen Umständen sprechen."

„Ich habe Ihnen aber doch gesagt", schrie ihr der Alte entgegen, „daß ich nicht zu sprechen bin! Für diesen Herrn. . ."

Da fuhr die Tür auf und es stürmte einer herein, achtlos, ob auch die Scheiben in der Tür klirrten von seiner wuchtigen Hand.

Und dann stand er dem Alten gegenüber, und ein Wort schrie er dem zu, das war wie in höchster Not:

„Vater!"

Still war es darauf. Ganz stille. Es war der schwere Atem der beiden Männer und das dumpfe Pochen der alten Standuhr, der einzige Laut im weiten Gemach. Die Tür hatte sich hinter der Frau geschlossen, die Unfaßlichem nachsinnend, still hinausgegangen war.

Drinnen aber stand der Aeltere, herrisch, als hielte er Wache vor etwas, dahin der Andere nicht gelangen dürfe. Feindselig maß er diesen mit den Augen.

„Ich ließ Ihnen doch sagen. . ."

Der Jüngere fuhr auf, als habe er einen Schlag empfangen.

„Vater, sprich nicht so mit mir! Ich komme ja, um Frieden mit Dir zu machen!"

„Zwischen uns beiden gibt es keinen Frieden mehr!" stieß der Alte hervor; jedes seiner Worte wie ein Stück Eisen, hart, kalt.

Der Sohn aber wich nicht; seine Gestalt richtete sich hoch auf. Und war auf einmal wie die des Vaters. So mächtig, von stolzer Kraft. Auch die Augen trugen denselben stählernen Glanz.

„Du mußt mich anhören, Vater, Du mußt erfahren, wie ich gelitten habe, seitdem. . . seitdem ich fort bin von Dir. Geschafft habe ich bis auf's Blut Vater, drüben in Amerika; nichts war mir zu gering. Bis ich's zu dem gebracht habe, was ich heute bin. Frage drüben nach mir; sie werden Dir meinen Namen mit Ehrfurcht nennen!"

„Warum kommst Du dann zu mir?"

„Kannst Du es Dir nicht denken, Vater, warum ich gekommen bin? Daß ich jetzt, wo wir Krieg führen mit aller Welt, auch dabei sein will!"

„Du, Du," lachte der Alte höhnisch, „ein davongejagter Leutnant. ."

Der andere griff nach dem Stuhle, der neben ihm stand, damit er nicht zu Boden sinke. Unter seinen Fingern krachte das Holz.

„Vater," schrie er auf, „das durftest Du nicht sagen." Sein Leib zuckte wie von innerem Schluchzen.

Der alte Oberst trat zum Fenster und schaute in den hellen Augusttag hinaus, der zur Neige ging. Drunten auf der Straße war starkes Leben; Soldaten zogen scharenweise dahin, einberufene Leute, die in die Kasernen geleitet wurden, marschierten singend und jubelnd an ihnen vorbei. Ein mächtiger Aufschwung stolzer Gefühle brauste empor zu dem alten Mann am Fenster; der aber sah und empfand von alledem nichts. Seine Gedanken weilten in fernen Zeiten, die ihm Freud und Leid in reichem Maße gebracht hatten; bis das Leid das Ende war und blieb. . .

Er sah sein Weib, das in junger Blüte starb und ihm den Sohn, da er noch ein Kind war, als die größte Gabe ihrer Liebe ließ. Er konnte sich nicht entschließen, dem Kinde eine zweite Mutter zu geben, damit der Einen Gedächtnis nicht geschmälert werde. Eine Schwester half ihm, den Knaben zu erziehen, der gleich dem Vater und in dessen Regiment Offizier wurde. Die leidenschaftliche Liebe zum Soldatentum, die seit Geschlechtern in ihrer Familie war, hatte auch den Sohn ergriffen, der tüchtig und fleißig und von allen geliebt war. Des Vaters Stolz, der Inhalt seines Lebens, war nun der Sohn.

Da kam das Schwere, Umfaßbare, das sie auseinanderriß, furchtbar. . .

Eines Morgens erschien der Junge verstört und bleich von durchwachter Nacht im Arbeitszimmer seines Vaters und sagte ihm, daß er Spielschulden gehabt und in der Verzweiflung einen Wechsel mit des Vaters Namen unterzeichnet habe. Händeringend bat er den Vater um das Geld, da er sonst vernichtet sei!. . .

Einen Augenblick hatte sich alles um den Alten gedreht. . . sein Sohn ein Wechselfälscher. . . sein Sohn . . .etwas in ihm zerriß zu der Stunde wie eine Saite, die eine harte Hand von einem Instrument reißt, daß sie schmerzvoll schrille. . . seine Hand griff nach dem Degen, als müßte er den Sohn zusammenstechen. Dann schaute er diesen an, einen Ekel in den Augen, daß der Junge sich wand.

„Weiß jemand davon?"

„Nein, Waldenfels hat den Wechsel; er glaubt bestimmt, der Name sei von Deiner Hand."

Der Alte war zum Schreibetisch gegangen und hatte einen Scheck ausgefüllt; die Lippen zusammengebissen, daß ein Blutstropfen niederfiel

„Hier! Wenn Du bezahlt hast, reichst Du Deine Entlassung ein!"

Der junge Offizier hatte aufgeschrien, aber des Vaters Worte, klirrend wie eiserne Ketten, hatten jeden Einwand des Sohnes zerschlagen, ehe er gesprochen war.

„Einer der Unterschrift fälscht, gehört nicht mehr zu uns! Täte mir unser Name nicht leid, ich brächte Dich heute noch zur Anzeige. So kannst Du irgend eine Ausrede nehmen, damit Du glimpflich davonkommst!. . . Du . . . Pfui Teufel!" —

Und war hinausgegangen; der Junge aber hatte gewußt, daß er fortan allein stand in der Welt. Er verschwand alsbald.

Der Vater tat seinen Dienst weiter, als ob nichts geschehen wäre. Die Freude am Beruf war aber dahin. Müde war er auf einmal geworden und hatte empfunden, daß die Kraft seines Lebens gegangen war mit dem Sohn, der seinem Dasein die stolze Erfüllung bedeutet hatte.

Er bat bald darauf um den Abschied und führte ein einsames Leben voller Bitternis und verbissenem Grimm.

Zehn Jahre war das nun, die ihn vor der Zeit zum müden Greise gemacht hatten. Einige Briefe, die des Sohnes Schriftzüge trugen und aus Amerika kamen, ließ er ungelesen zurückgehen.

Und der ihm diese Not geschaffen hatte, der saß nun vor ihm und suchte mit gleisnerischen Worten ihn zu betören. Ein Zorn ergrif den Alten, der schlug ihm das Blut durch den Leib und nahm ihm jeden klaren Gedanken. Er sah nur eines, scharf wie am ersten Tag: die Schmach an seinem Namen, an allem, was ihm heilig war.

Er erkannte nicht die wahrhaftige Verzweiflung seines Sohnes und wies diesen mit einer herrischen Gebärde zur Türe.

Der Jüngere aber wich nicht.

„Weise mich nicht, Vater, wir brauchen jetzt jedes Leben! Wir müssen doch kämpfen bis zum letzten Mann!"

„Willst gar wieder Offizier werden?" Der Alte frug's spöttisch.

Was ich werde, ist gleichgiltig! Ich gehe auch als einfacher Soldat mit. Aber ich muß Deine Verzeihung haben! Du warst mir immer das Vorbild, warst alles für mich. als ich noch Soldat war. Mit Deinem Fluche kann ich doch nicht in diesen Krieg!"

Und als der Oberst schwieg, sprach er weiter, überstürzt. flehend, als lege er seine Seele dem alten Mann zu Füßen.

„Laß mich nicht ewig entgelten, was ich damals tat. Ich war ja noch so jung und unerfahren und in jener Nacht betrunken, daß ich nicht mehr wußte, was geschah. Ich hab's ja nicht mit klaren Sinnen getan . und habe es durch schwere Arbeit gebüßt, tausendfach. Ich war doch so gerne Soldat und konnte den Abschied kaum verwinden!

Wie oft habe ich in der langen Zeit sehnsüchtig hinübergeschaut zu Euch, und durfte doch nicht heim — wenn ich auch in den Augen der andern in Ehren schied und sie mir den Rock ließen. . . vor Dir war ich ehrlos. . .

Da ist jetzt der Krieg gekommen! Wenn Du wüßtest, wie ich gejubelt habe, als es bei uns hieß, daß beinahe die ganze Welt Deutschland in den Krieg gezerrt habe! Nun konnte ich heim! In der Heimat schwerster Stunde durftest Du mich nicht zurückweisen, denn jetzt brauchte mich das Vaterland. Vater! Man brauchte mich daheim! Weißt Du, was das für mich war! Vom Arbeitstisch bin ich hinweggeeilt, daß ich noch ein Schiff träfe, das mich herüberbrächte, ehe die Feinde uns abfingen. Nun bin ich daheim! Und ich will kämpfen, daß Du stolz sein kannst."

In des Alten Antlitz zuckte es wie von innerer Erregung. Sein Blick umfaßte den Jüngeren, als suche er in dessen Zügen nach vergangenen Zeiten. Dann aber stieß er heraus, was ihm das Leben verekelte, gerade in diesen schicksalsschweren Tagen, was ihn Tag und Nacht quälte, daß er oftmals glaubte, um den Verstand zu kommen.

„Von Dir sprichst Du nur, aber wie es in mir aussieht, daran denkst Du nicht. Daß ich jetzt vielleicht hinausziehen und meinem Kaiser dienen könnte, wie es nur wenigen beschieden ist, wenn Du das nicht getan hättest, das vergißt Du ganz! Was ich mein ganzes Leben arbeitete, hätte ich jetzt ernten können. Wie mein Vater und meine Ahnen Führer in den Kriegen gewesen sind, so wollte auch ich, wenn der Kaiser rief, in den Kampf ziehen. Nun ist diese Zeit gekommen — und Du, Du hattest aus mir einen alten gebrochenen Mann gemacht, der am Stock humpelt, den alte Weiber pflegen müssen. ." er griff zum Halse, als erstickte er an den eigenen Worten.

„Was will dagegen bedeuten, daß Du herüberkommst. . . wirst nicht viel im Stiche gelassen haben, drüben. . .

In des Jüngeren Augen trat da ein seltester Glanz, der war voll Stolz und Wehmut zugleich.

„Vater, ich habe mein Weib und meine zwei Buben drüben gelassen, und der älteste trägt Deinen Namen. Sie wollten mich anfangs nicht gehen lassen, da habe ich getan, was ich gelobt habe, daß es niemals geschehen dürfe: meinem Weib, die an mich glaubt, wie an ihr eigenes Leben, habe ich meine Schuld bekannt. Meinem Weib, der Mutter meiner Kinder. Verstehst Du, was das heißt, wenn man sich vor der, die einem das Heiligste ist, erniedrigt. . .

„Sie hat mich verstanden und hat mich zu Dir gesandt. Du sollst mich ihr zurückgeben, rein, in Ehren, wenn ich den Krieg überlebe."

Der alte Oberst achtete kaum der Worte, die der andere zu ihm sprach; in ihm war die Sehnsucht nach dem Kriegshandwerk, die er zuvor dem Sohne enthüllt hatte, stärter als alles andere. Die Sehnsucht, für die es keine Erfüllung gab. Und bitter stieß er das Wort hervor, das den Jüngeren schon einmal getroffen hatte, bis ins innerste Leben.

„Einer, der Namen gefälscht hat, ist nicht mehr mein Sohn!"

Der andere ward weiß wie der Tod. Langsam zing er aus dem Zimmer. Wankend, als sei er trunken. Und vergaß sogar, die Tür zu schließen.

Drinnen stand der Alte und ließ den Grimm weiter fressen in seinem Innern. Und stöhnte plötzlich, als habe er ein Stück seines Lebens dahingegeben zu dieser Stunde.

*

Es war Deutschlands hohe Zeit. Als das Volk aufstand wie ein Mann, das Schwert zu schwingen gegen der Feinde mächtige Schar. Es war wie ein Freiheitslied, was sie alle taten, Mann und Weib, Jung und Alt. Ein Freiheitslied, wie vordem noch keines gehallt in Deutschlands Gauen. Eine hohe Zeit. Die die Herzen hob und jauchzend schlagen ließ, ob auch die Sorge in manchen Stunden herankroch.

Denn viel junges Leben zog in den Tod.

Seitdem er seinen Sohn von sich gewiesen hatte, war der Oberst in einer seltsamen Erregung. Die befreiende Nachricht von den ersten Siegen der deutschen Heere las er ohne die rechte innere Freude. Was war nun mit ihm geschehen? Er zürnte sich selber und glaubte, draußen im Freien würde es besser mit ihm. Da aber traf er allenthalben auf Scharen Soldaten, in eines jeden Antlitz stand die stolze Freude, dem Feind zu begegnen. Und immer tauchte dann das Bild des Mannes vor ihm auf, der Blut von seinem in den Adern trug, der dieselbe Sehnsucht nach dem Kampfe in sich getragen, wie alle die stolzen Jungmänner ringsum. Und er, der Vater hatte ihm den Weg gesperrt. Da ward der Alte manchmal irre an sich und fand keine Klarheit. Bis in der Leere seines großen Hauses der alte Grimm sich durch die Einsamkeit wieder zu ihm fand, daß er sich im Recht wähnte.

Aber des Sohnes Bild ließ ihn nicht; in manchen schweren Nächten stand es vor ihm. Es war das Blut, das in ihm rief nach dem Sohne, ob er sich gleich wehrte mit aller Gewalt.

*

Ein herrlicher Sommertag zog herauf. Wie eine köstliche Gabe, der man sich erfreuen mag von Anbeginn bis zu Ende. In warmem Schein blickte die Sonne vom Himmel; die Vögel sangen hell in den jungen Morgen.

Der Oberst hatte schlecht geschlafen; grübelnde Gedanken waren ihm vor der Ruhe gestanden. So erhob er sich frühe, um sich vor dem Drucke, der auf ihm lastete, durch einen Gang im nahen Wald zu befreien. Die Straßen der Stadt waren leer. Der Wald, der ihn umfing, trug eine wundersame, stille Schönheit; der Alte aber achtete ihrer nicht und hing seinen Gedanken nach, die noch die Schwere der Nacht an sich hatten. Eine seltsame Unruhe war in ihm. Bald wandte er sich wieder heimwärts, durch die Stadt, die nun erwacht war in voller Kraft. Müde schritt er dahin; das Haupt gesenkt. Seine Gestalt war gebeugt und hatte nicht mehr die sehnige Straffheit wie noch vor kurzer Zeit. Schwer lag seine Hand auf dem Stock, mit dem er sich beim Gehen stützte.

Musikklänge und vielstimmige Rufe, die aus der Ferne kamen, ließen ihn aufschauen. Eine große Menschenmenge kam ihm entgegen, in ihrer Mitte Soldaten feldmarschmäßig, die zum Bahnhof zogen. Ungählige gaben ihnen das Geleite. Blumen flogen von den Häusern, herzliche Abschiedsgrüße erschallten. Zu den Klängen der Musik sangen sie alle, daß es war wie ein brausendes Jubellied.

Der Oberst blieb stehen. Landwehrleute, bärtige Männer, die Weib und Kinder daheim hatten und nun in Gefahr und Tod zogen für diese. Damit der Heimat heiliger Boden rein bleibe von fremder Schmach. Wie eine starke Kraftwelle ging es von diesen Männern aus; die ergriff auch den Oberst.

Immer neue Scharen, ohne Ende . . .immer der gleiche Tritt, der war wie eine gewaltige Sprache . . . und da . . . auf einmal. . . der Alte fuhr auf. . . der da kam. . . in der Uniform der Offiziere. . .der an der Seite der neuen Schar schritt. . . das war ja sein Sohn. . sein Hans-Erich!. . .

Der alte Mann fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken; dann riß er sich zusammen.

Hans-Erich! Sein Sohn!. . Den Blick geradeaus, achtlos der Grüße ringsum, der Blumen, die ihm zugeworfen wurden, marschierte er dahin, die große, straffe Gestalt in der grauen Uniform. . . Führer der vielen Soldaten, die alle ihm anvertraut. . . und in seinen Augen nur Eines. . . das erkannte der Alte mit der Klarheit seines eigenen Blutes. . . Soldatengeist, der nichts wußte mehr als das Vaterland und den Kaiser. . . der darauf brannte, an den Feind zu kommen. . . zu siegen oder unterzugehen. . .

Da waren sie bei dem Oberst. . . und aus dem alten Manne rang es sich auf, schwer, schwer, als wäre ein eisernes Band zu durchbrechen, und dann, wie ein Jubeln, ein freudvoll, stolzes Rufen. . . wie einst. . einst, vor langen Jahren. . .

„Hans — Erich!" . . .

Der fuhr herum und sah den Vater. Die Augen weit, als erblickte er Unbegreifliches: etwas, darauf er nimmer gehofft hatte in diesem Leben.

„Vater!" schrie er auf, daß die um ihn bestürzt schauten. Es schien, als wolle er hinwegrennen von seiner Stelle, hin zu dem alten Manne, der die zitternden Hände ihm entgegenstreckte. Des Alten Augen und die des Jungen griffen ineinander, heiß und voll Glut. Und sagten einander alles, was ihre Lippen verschweigen mußten zu dieser Stunde. Und die Augen wurden hell und stählern und sprühten in jauchzender Kraft.

Der Sohn aber senkte den Degen wie in Ehrfurcht vor dem alten Manne, der ihm Vater und stolzes Vorbild gewesen allzeit.

Und der Oberst stand und blickte dem Sohne nach, der dahin zog den schweren Gang, von dem es oftmals keine Heimkehr gibt. Und er schaute noch dahin wie in seligem Staunen, als die Soldaten schon lange seinen Blicken entwunden waren.

Dann ging er heim. Hochaufgerichtet wie ehedem, da er selber des Kaisers Rock getragen. Nun trug ihn der Sohn, er würde ihn tragen zu Ehre.

---

— Der galante Schusterjunge. Alte Jungfer (in der Elektrischen zum Schusterjungen, der ihr seinen Platz überlassen hat): „Vielen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit".

Schusterjunge: „Ja, ich bin nich' so wie andere Herren, die ja nur aufstehen, wenn die Dame jung und hübsch ist, mir ist das ganz egal."

— Eine Kritik. Fräulein Holdhauser hat in einer Gesellschaft mehrere Lieder gesungen. Nachdem sie geendet hat, sagt ihre eingebildete Mama zu einem bekannten Opernreferenten: „Na, was sagen Sie dazu? Ist das nicht ein Talent? An der ist gewiß eine große Primadonna verloren gegangen."

Kritiker: „An jeder Bühne wäre sie sicher „fortgekommen"."

— Doppelsinnig. — Köchin: Unser Fräulein ist entschieden ein Pechvogel. Zuerst dauert's so lange, bis einer anbeißt, und nun sie sich endlich einmal verlobt hat, muß er gleich mit in den Krieg ziehen. Was hat sie nun davon? Nur viele Arbeit; denn sie tut nichts anderes, als den lieben langen Tag Wollsachen für ihn stricken, die sie ihm schickt.

Zofe: Ja, sie will ihn jedenfalls warm halten.